



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Deutsche Geschichte

Brandi, Karl

Berlin, 1919

VIII. Österreich und Preußen

[urn:nbn:de:hbz:466:1-77924](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-77924)

VIII. Österreich und Preußen.

Die zweitausendjährige deutsche Geschichte bewegt sich von Westen nach Osten. Sie steht als römisch-germanische Geschichte für ein halbes Jahrtausend am Rhein. Im zweiten halben Jahrtausend führen die Franken; sie greifen weit über den Rhein donauabwärts und bis an die Elbe. Im dritten Viertel unserer Geschichte ruht zwar die königliche Führung lange Zeit noch bei Franken und Schwaben — „von Basel bis Mainz, wo die Macht des Reiches“; allein alle Opposition gegen das salisch-staufische Königtum sammelt sich in den geschlossenen Herzogtümern Bayern und Sachsen. Von Bayern und Sachsen aus wurden die neuen Marken im Osten begründet, in denen schließlich zwei schwäbische Geschlechter zur Herrschaft gelangten.

Erst im letzten Viertel unserer Geschichte wirken sich diese östlichen Marken und ihre Dynastien vollkommen aus und gewinnen nacheinander die Führung. Die Hohenzollern blickten 1915 auf eine 500jährige Geschichte in der Mark Brandenburg zurück, 1918 auf die 300jährige Vereinigung von Brandenburg und Preußen; und wenn die Habsburger schon 1276 die österreichischen Herzogtümer erlangt haben, so ist doch die historisch entscheidende Verbindung mit Ungarn und Böhmen zur Donaumonarchie auch erst im 15. Jahrhundert angebahnt und vor rund 400 Jahren vollendet (1526).

Noch im 16. und in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts liegt die Führung der deutschen Fürstenpolitik bei Bayern und Kursachsen, und an diese beiden alten Vormächte knüpfte sich auch zuerst und in der reinsten Form der Gegensatz des katholischen Südens gegen den lutherischen Norden. Allein verbunden mit Spanien, übte Österreich als europäisch-katholische Macht auch im Reiche schließlich doch den maßgebenden Einfluß; das bedeutungslose Gegenkönigtum Karls VII. gegen Maria Theresia ist nur der endgültige Ausdruck der Überwindung Bayerns durch Österreich.

Im Norden aber bedeutete Johann Sigismunds Übertritt zum Calvinismus und damit der Anschluß des Großen Kurfürsten an die protestantische Aktionspolitik um so mehr die Ausschaltung Kur Sachsens, als sein Übertritt zum katholischen Bekenntnis um Polens willen seine Stellung im Osten nicht befestigt, im Reiche zerstört hat.

Infolge der ungeheuren Ermüdung des Dreißigjährigen Krieges und im Geist des heraufziehenden 18. Jahrhunderts steht jedoch der konfessionelle Gegensatz stille, und als Brandenburg-Preußen und Österreich-Ungarn unter Friedrich II. und der letzten Habsburgerin zusammenstoßen, handelt es sich zunächst um reine Gebietsfragen, in deren Hintergrund mit den Kriegen selbst erst die große Machtfrage der Vorherrschaft in Deutschland aufsteht. Bis dahin aber hatten sich beide Staaten nach innen und außen in entgegengesetzter Richtung entwickelt und voneinander ferngehalten. Preußen warb um die Ostsee, Österreichs Front lag donauabwärts.

Denn das war durch alle Jahrhunderte Österreichs weltgeschichtliche Mission, die deutsche Südostflanke zu decken. Die Gegenmacht war hier zu Anfang die griechische Kultur. Bei der ersten Ausdehnung der Ostmark bis nach Mähren stieß man (863) auf die griechische Mission des Methodios und Kyrillos; so sehr war die einst bis zur unteren Donau reichende lateinische Kultur schon im Zurückfluten; die lateinischen Rumänen waren gleich den Bulgaren und den slawischen Serben für die griechische Kirche gewonnen. Durch die Ostmark aber blieben die Mähren im Verband der römischen Kirche, und vollends die im 10. Jahrhundert sesshaft, im 11. Jahrhundert christlich gewordenen Ungarn hielten sich von vornherein in Anlehnung an das Deutsche Reich zur lateinischen Kultur. Inzwischen hatten die bayerischen Bistümer in den Tälern der slawischen Ostalpen missioniert, Regensburg (seit 843) bei den Böhmen. Das alte Aquileja in Friaul wurde Reichsbistum und das ebenso stets romanische Trient später sogar österreichisch.

Als die Türken den griechischen Balkan von Osten her überzogen, fiel ihnen schon vor dem griechischen Kaisertum bereits das erste slawische Reich, das serbische, auf dem Amselfeld zum Opfer (1389). Hundertvierzig Jahre später sank mit Ungarn die

erste Linie der lateinischen Welt dahin und zweimal kam erst vor Wien der Osmanensturm zum Stehen; der Name Rüdigers von Starhemberg wurde hier unsterblich. Türkenpredigt, Reichsaufgebot und Polenhilfe zeigen durch drei Jahrhunderte das Zusammenströmen aller lebendigen Kräfte an der bedrohten Südostfront. Erst zu Beginn des 18. Jahrhunderts, als die kaiserlichen Feldherren die österreichischen Fahnen in breiten Siegeszügen nach Belgrad führten, ist die Türkennot gebrochen und die Landschaft an der Donau befriedet. Seit 1717 sang man von „Prinz Eugen dem edlen Ritter vor Stadt und Festung Belgrad“. Neue Mächte bildeten sich an der unteren Donau zwischen den großen Staaten, bis wieder auf dem Amsfeld (1915) das serbische Reich, jetzt mit entgegengesetzter Front, zum zweitenmal zerrieben wurde und Österreich-Ungarn dem alten Erbfeind über die blutige Walfstatt die Hand reichte.

Den Rücken Österreichs deckte zu alten Zeiten das Reich. Aus Bayern waren die österreichischen Herzogtümer abgespalten. Die ganze Gruppe kam mit der Zeit an die Habsburger, die zwar auch teilten, wie üblich, aber schon im 15. Jahrhundert die Einheit zurückgewannen. Durch das Bistum Wien und das Wiener Konkordat begründete Friedrich III. die kirchliche Geschlossenheit seiner Lande, die später Joseph II. vollendete.

Völlig getrennt waren bis 1526 Ungarn und Böhmen. Allerdings hatte sich König Sigismund bereits zum Könige von Ungarn wählen lassen und später auch Böhmen geerbt; seine einzige Tochter Elisabeth ehelichte den Habsburger Albrecht II., der zwei Jahre lang, bis zu seinem frühen Tode, deutscher König war. Allein sein unmündiger Sohn konnte die Reiche nicht zusammenhalten. Erst als König Ludwig von Ungarn, der Schwiegersohn Maximilians, 1526 bei Mohacz Land und Leben verloren hatte, übernahm sein Schwager Ferdinand von Österreich die Sorge um das fast verlorene Ungarn und gewann auch Böhmen durch Wahl. Seitdem sind die drei Reiche vereinigt, Ungarn stets in erblicher Personalunion, unter Regelung der beiden Reichen gemeinsamen Angelegenheiten, zuletzt in dem Ausgleich von 1867, Böhmen dagegen nach dem Sieg der kaiserlichen Waffen am Weißen Berge durch die „verneuerte Landesordnung“ von 1627 dem österreichischen Staate

mehr und mehr einverleibt. An Böhmen hingen als Nebenländer Mähren und die Gruppe polnischer Fürstentümer in Schlesien, die bereits unter den Piasten, teils aus Böhmen, teils aus dem Reich, in Stadt und Land verdeutsch worden waren.

Die europäische Stellung der Habsburger aber beruhte weniger auf dem Grunde der entstehenden Donaumonarchie, als auf ihrer alten Macht am Oberrhein und der Verbindung Maximilians mit Maria, der Erbin von Burgund. Allerdings haben die Habsburger ihre Stellung am Oberrhein und in Schwaben nach und nach eingebüßt. Gegen die habsburgischen Vogteiansprüche in den Landschaften nördlich des St. Gotthardt wehrten sich die Schweizer Urkantone als freie Reichsgemeinden; sie erstritten ihr zweifelhaftes Recht mit so unzweifelhaftem Waffenerfolge, daß ein neuer Zusammenstoß mit König Maximilian 1499 sogar ihre Befreiung von allen Reichseinrichtungen und Lasten herbeiführte. Aus Württemberg verdrängte der Schmalkaldische Bund die Habsburger, und um ihre elsässischen Stammlande haben sie gegen französische Begehrlichkeit noch weniger leidenschaftlich gekämpft. Anders hielten sie es mit Burgund.

Die französischen Ducs de Bourgogne, deren Traditionen in Dijon ruhen, hatten außer namhaften französischen Kronlehen durch Erbschaft oder Kauf seit dem 14. Jahrhundert nach und nach alle alten Grafschaften zwischen dem Niederrhein und Reichsfländern und damit die Reichsstandschaft in Deutschland erworben. Trotz ihrer nahen Verwandtschaft mit dem französischen Königshause hielten sie sich gerade Frankreich gegenüber geflissentlich selbständig. Im 15. Jahrhundert war das Gesamtherzogtum das reichste und nach Oberitalien kultivierteste Land Europas. Nirgends gab es so viel kostbare Pelze, Spitzen und Geschmeide. Das Kleinod des Goldenen Blieses zierte den ältesten und vornehmsten Orden. Ritterschaft wurde gepflegt neben Staatsklugheit; der erste politische Historiker französischer Zunge, Philippe de Commines, verdankt wesentlich Burgund seine politische Erziehung. Dabei ist dies hochfürstliche Wesen aufgebaut auf den Gewerben und dem Handel reicher Städte, deren wundervollen Luxus uns die flämisch-niederländische Malerei vom 15. bis zum 17. Jahrhundert in leuchtenden Spiegelbildern festgehalten hat. Um den

Besitz dieses gepriesenen Erbes hat Maximilian für Osterreich, sein Enkel Karl V. für Spanien gekämpft. Nach dem Aussterben der spanischen Linie erwarb Osterreich im Spanischen Erbfolgekrieg gegen Ludwig XIV. die Niederlande zurück (1714).

Das aber war um die Zeit der großen Türken Siege. So bezeichnet der Anfang des 18. Jahrhunderts die Höhe österreicher Herrlichkeit. Der Glanz der Barock- und Rokokobauten in Wien und draußen im Lande verrät das Behagen der befriedeten Heimat, die in kaiserlichen Hofkirchen, in fürstlichen Klöstern und Herrensitzen alsbald das gelobte Land der Musik und der schönen Lebensfreude werden sollte. Die Schärfe der kirchlichen Eiferer war vergangen; in vornehmer Lässigkeit ließ die herrschende Gesellschaft dem Volke die freie Gestaltung seiner Religiosität in Haus und Feld mit all den lieben Heiligen und malerischen Bräuchen.

Inzwischen starb mit Karl VI. am 20. Oktober 1740 der Mannestamm der Habsburger aus. Für seine Tochter Maria Theresia hatte er durch unablässiges Bemühen versucht, in der Pragmatischen Sanktion von 1713 das ungeminderte Erbe aller österreicherischen Länder bei den eigenen Ständen und fremden Mächten sicherzustellen.

Da erhob sich der junge ehrgeizige König von Preußen, um der reichen und schönen Habsburgerin einen Teil ihres Erbes streitig zu machen. Ein verwegenes Beginnen. An den Fahnen österreicherischer Regimenter hingen noch die Lorbeeren ruhmvoller Kriege. Die Mittel des Staates schienen geordnet. Es fehlte nicht an mächtigen Allianzen.

So fragte es sich, was der König von Preußen dem allen entgegenzusetzen hatte.

Die Mark Brandenburg war ebenso wie das Ordensland Preußen alter Kolonialboden, gleich Osterreich. Seit dem 12. Jahrhundert hatten hier, unter dem Schutze askanischer Markgrafen, Ritter und Ordensleute gerodet, gesiedelt und deutsche Bauern nachgezogen, denen die Heimat zu eng geworden war. An Land fehlte es in den Marken nicht; die einheimische wendische Bevölkerung war dünn gesät. Die deutsche Kolonisation drang über die Mark hinaus, auf Veranlassung der Fürsten selbst, tief in die

slawischen Herzogtümer Mecklenburg, Pommern, Schlesien, sogar nach Polen vor, begründete in den bescheidenen Landstädten überall deutsches Rechts- und Kulturleben, auf dem Lande deutsches Bauerntum wenigstens bis in das Stromgebiet der Weichsel. Eine neue deutsche Welt von junger und gesunder Kraft.

Das Aussterben der Askanier (1320) hat die Mark Brandenburg für ein Jahrhundert in Unfrieden und Verwirrung gestürzt. Eine Zeitlang versuchte sich hier das königliche Haus der Wittelsbacher, dann das der Luxemburger. Karls IV. ordnende Hand hat auch die Mark verspürt in einer umfassenden Aufnahme der Dienste und Zinse. Sein Tod vernichtete verheißungsvolle Ansätze der Verwaltung und der Machteinheit von Böhmen bis zur Ostsee. Böhmen konnte sich um die Mark nicht mehr kümmern. Sigismund stak schließlich so tief in europäischen Geschäften und Schulden, daß er Pfandschaften und Regierung, bald auch Markgrafentum und Kurwürde (1415) einem seiner erfolgreichsten fürstlichen Freunde überließ, dem Burggrafen Friedrich von Zollern.

Das schwäbische Geschlecht der Hohenzollern war unter den Hohenstaufen emporgestiegen, mächtig und reich geworden im Lande Franken, seit der Wahl Rudolfs von Habsburg aufs neue vielfach verdient in den großen Angelegenheiten des Reiches und der Kirche.

Es bedurfte allerdings einer sehnigen Kraft, um inmitten stattlicher Fürstentümer, an den Grenzen des Reiches, in diesem mageren Lande, über sehr raffigen Edelleuten eine fürstliche Gewalt zu entwickeln. Wie jede Mark, war wenigstens das Territorium geschlossen und leidlich abgerundet; das markgräfliche Recht im Bericht und Aufgebot war schärfer ausgeprägt als in den zerlegten binnenländischen Fürstentümern. Dazu kamen die kurfürstlichen Rechte, die nebenbei auch dem kaiserlichen Hofe um der Königswahl willen manche Rücksicht auferlegten.

Bis auf Albrecht Achilles bestand noch die Vereinigung mit den fränkischen Landen, dann schieden sich die Linien. Während der Reformationszeit blieb die Mark politisch hinter Hessen und Sachsen zurück; immerhin erlebte das Fürstentum auch hier eine Stärkung durch das landesfürstliche Kirchenregiment sowie durch die Einziehung der Bistümer und Klöster. Die sonstige innere

Entwicklung entsprach dem mittleren Fürstentum jener Zeiten; im Jahre 1604, später als anderswo, wurde neben der Kammer für die Domänen und dem Konsistorium für die Kirchensachen der Geheime Rat für politische Geschäfte eingerichtet.

Neue Aufgaben brachte erst das 17. Jahrhundert mit der Anwartschaft auf Pommern, auf Preußen (1618) und durch die Gemahlin des letzten Herzogs von Preußen, Marie Eleonore, auf Jülich-Cleve-Berg. Der Antritt der Regierung in Preußen, das noch immer von Polen zu Lehen ging, hatte viel Widerwärtigkeiten; mehr noch das Abkommen mit dem pfälzischen Miterben in Jülich-Cleve. Zu den weit auseinander liegenden Landen Cleve-Mark, Brandenburg und Preußen kamen als Früchte des Westfälischen Friedens das lang umworbene Magdeburg nebst Halberstadt, dann Minden, aber nur ein Teil von Pommern.

Verheißungsvolle Bedingungen für den Großstaat lagen fortan wie bei Osterreich in der Verankerung des fürstlichen Interesses an beiden Marken des Reiches und in der Notwendigkeit der Toleranz gegenüber den verschiedenen Bekenntnissen. Innerliche Bereicherung brachte auch der Zuzug der nach Aufhebung des Edicts von Nantes (1685) durch den Kurfürsten eingeladenen französischen Réfugiés.

Allein zunächst bot das alles mehr schwere Aufgaben als Erfüllung. Auch der Erwerb der vom Reiche unabhängigen Souveränität in Preußen (jus supremi et absoluti domini 1661) erst von Schweden, dann von Polen, war mehr Form als Inhalt. So wurde die wahre und starke Grundlage dieser Staatsbildung die in den Nöten des Dreißigjährigen Krieges gewonnene Einsicht, daß im Kreise der Völker nur die gerüstete Macht spricht und schützt. Macht aber erfordert Mittel, und wenn auch in Subsidienverträgen eine Quelle floß, deren ein mittlerer Staat noch lange nicht entraten konnte, so bedurfte es doch einer dauernden Sicherstellung der Staatseinnahmen für die laufenden Kosten des Heeres. Heer und Finanzen wurden deshalb die vornehmste Sorge des Großen Kurfürsten, Friedrich Wilhelm (1640 bis 1688), der seinen Staat zuerst in die Welt der großen Mächte einführte.

Das Leben dieses außerordentlichen Mannes sollte sich zum tief bewegenden Schicksal gestalten. Wenn Jugendeindrücke und

der Studienaufenthalt in den Niederlanden seine religiöse Persönlichkeit vertieft hatten und seinem Leben Ernst und feste Richtung gaben, so forderte umgekehrt der Gang der Geschichte sein stolzes und tätiges Temperament heraus zu raschen Entschlüssen und wechselvoller Stellungnahme auf der politischen Bühne. Er reifte zum Mann und Fürsten durch innere Treue, rastlose Arbeit, aber auch durch herbe Enttäuschungen.

Seit 1644 ist das Heer nicht mehr entlassen. Bald beginnt der Kurfürst seine Obristen selbst zu ernennen und für Mittel bei den Ständen zu sorgen. Als aber landschaftliche Enge die Staatsnotwendigkeiten nicht begriff, schrieb der Kurfürst seine Steuern aus ohne Stände. Ererbte Privilegien und Selbstbestimmungsrecht finden ihre Grenze überall an höheren Interessen, wie sie der in sich selbst beruhende, sich selbst schützende Machtstaat darstellte. Träger dieser Idee war zunächst nur die Dynastie; darin liegt ihre weltgeschichtliche Bedeutung und ihr überragendes sittliches Recht. Wie die königlichen Intendanten für den Aufbau der Monarchie in Frankreich, so wirkten kurfürstliche Kreis- und Steuerkommissare und ihre Zentralbehörde, die Generalkriegskommission, für den Geist des Einheitsstaates in Brandenburg-Preußen.

An der Spitze seiner Armee vermochte der Große Kurfürst Stellung zu nehmen mit Schweden gegen Polen und bei Warschau mit zu siegen (1656); aber auch mit dem Kaiser, im Frieden mit Polen, gegen Schweden; eben hier gewann seine Politik ihre bleibende Richtung. Unter der Parole: „Gedenke daß du ein Teutscher bist“ wurde in der Umgebung des Kurfürsten geworben für Verdrängung der Schweden aus Pommern. Dreimal war der Kurfürst nahe am Ziel. Er bekämpfte Schweden mit Dänemark in Schleswig-Holstein und vor Alsen, vor Stettin und Stralsund. Er zog mit den Kaiserlichen gegen Ludwig XIV., zum Schutz der Niederlande, und als ihm darüber der Schwede ins eigene Land fiel, zersprengte er ihn, überraschend zurückgekehrt, bei Rathenow und schlug ihn bei Fehrbellin (1675); da sang man zuerst im Lande vom „Großen Kurfürsten“. Aber wie zu Oliva, so ging es in Rymwegen. Auch die kühnen Züge nach Osten, zweimal über das gefrorene Haff, im Winter 1678/79, mit neuen Heldentaten gegen Schweden brachten dem Kurfürsten Pommern nicht; stets versagte

sich Ludwig XIV. der Schwächung seines schwedischen Mitspielers. Da nun auch Österreich-Ungarn in Schlesien kein Entgegenkommen zeigte, ließ sich der Kurfürst jahrelang von den glänzenden Anerbietungen Ludwigs XIV. fesseln; jedoch auch der Dienst des Sonnenkönigs trug ihm den Pommerischen Lohn nicht ein.

Erst seine Nachfolger ernteten die Früchte dieses großen Lebens. Friedrich I. konnte sich für das souveräne Preußen die Königskrone aufs Haupt setzen (1701) und die kaiserliche Anerkennung des Königstitels erwerben; er konnte seine Residenz Berlin mit glänzenden Bauten, mit Künstlern und Gelehrten zieren und seinem Vater in Schütters Meisterwerk das würdigste Denkmal setzen. Die Königin Sophie Charlotte hielt im Park ihres Charlottenburg geistreiche Konversation nach der philosophischen Mode und fesselte die Musen an Leibniz' Akademie.

Der Enkel, König Friedrich Wilhelm I., holte seinem Staat in Utrecht Teile der oranischen Erbschaft und erhielt nach dem Tode Ludwigs XIV. endlich das ersehnte Pommern an der Obermündung (1720). Schweden sank nach den Tagen Karls XII. in sein nordisches Dasein zurück. Dafür rückte um dieselbe Zeit, da im Westen England an Hollands Stelle trat, im Osten an Stelle von Schweden und Polen der russische Staat Peters des Großen (1682 bis 1725).

Die Russen, ursprünglich nur der Name des nordischen Herrengeschlechtes, das im 9. Jahrhundert das Reich von Nowgorod gründete, waren im späten 10. Jahrhundert griechische Christen geworden, geteilt und im 13. Jahrhundert der Mongolenherrschaft verfallen. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts aber hatten sie sich wieder befreit und auf den Spuren der weichenden Mongolen im 16. Jahrhunderts die Länderflächen Sibiriens erobert. Die Ostsee beherrschte damals noch Schweden, das zweimal, unter seinen großen Königen Gustav Adolf und Karl XII., waffenmächtig auf die südlichen Gestade übergegriffen hatte und jedesmal ein gewaltiges Reich zu gewinnen schien. Aber die verwegenen Kriegszüge Karls XII. hatten seine Kraft verbraucht; das Erbe traten statt der geschwächten und innerlich zur Staatsführung nicht gereiften Polen die russischen Sieger an. Peter der Große führte sein Volk an die Ostsee, seine Nachfolgerinnen richteten ihre Blicke ebenso auf das Schwarze Meer.

Fortan hatte sich die brandenburgische Politik nicht mehr über Pommern gegen Schweden zu orientieren, sondern über Preußen gegen Rußland. Und wenn der Große Kurfürst in niederländischem Geist eine bescheidene See- und Flottenpolitik getrieben und eine koloniale Handelsgesellschaft gefördert hatte, so wurde entsprechend der neuen Macht im Osten die äußere Politik zunächst wieder reine Landpolitik. Die Magnetnadel der politischen Schwere spielte nach Osten und sogar nach Südosten, wo sich zugleich das steigende Gewicht Österreichs fühlbar machte.

Eine Auseinandersetzung mit Rußland und Österreich aber mußte den preußischen Staat vor eine unerhörte Bewährungsprobe stellen. Die Regierung des Soldatenkönigs schuf dafür die inneren Voraussetzungen. Der Staatsentwurf des Großvaters wurde von Friedrich Wilhelm I. zum vollendeten Werke ausgebaut. Hatte der Große Kurfürst sich befreit von der hemmenden und eigennützigen Mitregierung der Stände, so stabilisierte Friedrich Wilhelm I. gegen „den Junkers ihre Autorität seine Souveraineté wie einen rocher von bronze“; und wenn der alte Territorialstaat die Lehnsverfassung überwunden hatte durch abhängige Beamte, so machte Friedrich Wilhelm aus diesen Beamten ein unbedingt gehorsames Werkzeug ihres königlichen Herrn: „Man muß dem Herrn mit Leib und Leben, mit Hab und Gut, mit Ehr und Gewissen dienen und alles daran setzen, als die Seligkeit; die ist vor Gott, aber alles das andere muß mein sein“ — so forderte der König. Dem entsprach, daß er auch in den Städten die Ratsform der Selbstverwaltung ersetzte durch die Behördenform des Magistrats und daß ein königlicher Steuerrat die städtischen Behörden und ihre Wirtschaft unnachsichtlich überwachte.

Die Verwaltung des Staates wurde zwar (1722) in dem „General- Ober- Finanz-, Kriegs- und Domänendirektorium“ noch mehr als bisher zentralisiert und in den Provinzen entsprechend durch die einheitlichen Verwaltungsbehörden der „Kriegs- und Domänenkammern“ geleitet; allein über dem Generaldirektorium, über den umgeformten Resten des alten Geheimen Rates regierte bis in die Einzelheiten hinein nur der König im Kabinett. Was der König schuf, war die vollendete Form des Absolutismus, die Staatsregierung durch einen einzigen persönlichen Willen, wie

sie nach Machiavellis tiefer Erkenntnis für die Gründung eines Staates inmitten anderer Mächte unerläßlich ist.

Voraussetzung war der eiserne Fleiß, die dadurch erworbene unvergleichliche Sachkenntnis und die zähe Folgerichtigkeit der vom König einmal erfaßten Staatsgrundsätze. Sie zielten nicht auf ein allgemeines Ideal menschlicher Glückseligkeit oder nationalen Volkstums; sie erfaßten lediglich den Staat um des Staates willen.

Der Gebiets hunger des Territorialstaates hat nicht aufgehört, aber die Sorge für den Ausbau des Staates erforderte zunächst Menschen. „Menschen achte vor den größten Reichtum“, betonte der König; daher die Aufnahme der vertriebenen Salzburger (1732); daher die Sorge für das „Retablissement“ in Ostpreußen; daher auch der Schutz heimischer Arbeit durch Verbot der Getreideeinfuhr in guten Jahren, sowie durch Verbot der Wollausfuhr, damit die Gewerbe und der Handel mit Landeserzeugnissen blühten. Durch „Merkantilismus“ sollte Geld gemacht werden.

Dieses Geld aber war auf alle Weise zu erfassen für den Staat. Es sind neueinschießende Gedanken der Zeit, wenn dabei der Grundsatz gerechter Verteilung auftauchte; an sich war dieser Grundsatz dem Staat Friedrich Wilhelms nicht wesentlich. Wesentlich dagegen die entschlossene Mehrung und Besserung des Staatsbesitzes in Domänen und Forsten; sie brachten noch immer fast die Hälfte der Staatseinnahmen von 7 Millionen.

Von den Staatsausgaben aber gehörten 5 Millionen den Bedürfnissen der Armee. Von dem Rest wurden Hof und Zivilverwaltung bestritten und obendrein der Staatsschatz aufgefüllt. Der Armee gehörte des Königs Herz. Mehr als einmal hat er sie angeboten, wirklich verwertet hat sie der gewissenhafte Mann nicht. Sie stellte ihm ein persönliches Ideal von willensloser aber auch uneigennütziger Zucht und Ordnung dar, wie das seiner praktisch religiösen Auffassung entsprach. Deshalb drückte er ihre Führung mehr als bisher in die Hand seines Adels, der erst damit endlich in den Staat hineinwuchs; deshalb liebte er es auch, gediente Offiziere, Auditeure und Unteroffiziere in die allgemeine Staatsverwaltung zu bringen. Er ordnete Rekrutierung und Bestellung unter tunlichster Schonung der erwerbenden Stände.

Der König selbst trug seit 1725 grundsätzlich die Uniform.

Auch insofern vollendete er für sich und seine Nachfolger das vom Großen Kurfürsten begründete Verhältnis. Er unterwarf sich selbst zuerst den Grundsätzen seines Heeres und seines wohlgeordneten Staates. „Ich habe stets gearbeitet, mir zu bessern und ein gottseliges Leben und Wandel zu führen“, schreibt er in seinem politischen Testament. Und „seinem lieben Successor“ schärft er ein: „Arbeiten müßt Ihr wie ich; die Regenten sind zur Arbeit erkoren und nicht zu faulem Weiberleben“; das ging an die Adresse der fürstlichen Zeitgenossen, von denen sich der kräftige Mann auch sonst in seiner grunddeutschen Art zu sprechen wie zu leben deutlich abhob.

Der liebe Sukzessor hat später die preußische Regentenpflicht redlich gehalten und im Felde wie im Kabinett gearbeitet Tage und Nächte, um das schöne Wort vom ersten Diener seines Staates wahr zu machen. Aber daß der herrische, auch in der Form barsche Vater mit seiner buchstäblichen Sittlichkeit schwer auf der Jugend seines völlig anders in die Welt strebenden Sohnes lastete, begreift sich. Dem größeren Sohne ist der von der Natur bestimmte Zusammenprall der Generationen eine harte und doch förderliche Schule gewesen. Als der geistig reiche und bewegliche Prinz seinem früh gealterten Vater am 31. Mai 1740 achtundzwanzigjährig folgte, war er gehärtet und voll Spannkraft für sein welthistorisches Leben.

Für Staat und Persönlichkeit Friedrichs II. ist die schwere Art des Vaters nicht wegzudenken, und doch ist es, als hätte der Sohn seine Lebenskräfte aus einem ganz anderen Boden gezogen. Das welfische Blut und die geistige Bildung seiner Mutter und Großmutter weisen nur die Wege. Der junge König steht geistig in einer viel weiteren Tradition. Als Kronprinz hatte er geschrieben gegen die politische Theorie in Machiavellis Buch vom Fürsten. Allein die moralischen Deklamationen dieser Streitschrift sind weniger interessant, als die Wahl des Gegners. Friedrich II. war dem großen Florentiner tief verwandt. Es ist, als ob die durch Frankreich und die Niederlande gegangene Kultur der Renaissance, wie sie sich in dem England der Elisabeth literarisch und entdeckungsfreudig auswirkte, auf noch fremderem Boden ihr per-

fönlich gefaßtes Staatsideal in dem großen Preußenkönig angestrebt hätte. Die schwerfällige Rüstung seines Staates gewinnt Beweglichkeit und Glanz; durch alle Starrheit des absoluten Staates leuchten Wille und Intelligenz.

Seine geistige Nahrung war noch immer die humanistische Literatur, wenn auch in französischer Sprache; Biographien und Popularphilosophie nach Art der Plutarch und Seneca, nicht schulmäßig, sondern innerlich und ganz entschlossen nacherlebt. Wie Machiavelli spürte Friedrich den Pulsschlag des großen Herzens und die Verwandtschaft alles Persönlichen in Geschichte und Literatur; beide sahen aus der Tiefe ihrer kühlen und ruhelosen Intelligenz in der Kriegskunst das vornehmste Werkzeug zum Ruhm und in der Philosophie die Befreiung ihrer Seele von der Last des widrigen Schicksals; bei aller Freude an geistreicher Geselligkeit innerlich einsame Menschen.

Voll übermütigen Selbstgefühls stürzt sich der junge König sofort in den Krieg, und als er nach sechs verantwortungsvollen Jahren in der „Histoire de mon temps“ darauf zurückblickte, da bewegte er sich ganz unerschrocken in den vor kurzem noch so scharf getadelten Gedankengängen des Machiavelli. „Die Wirklichkeit zwingt nun einmal den Fürsten zur Anwendung von Mitteln, die zu verschmähen nur den Nachbarn Vorteil brächte.“ Wenn er aber in den Wechselfällen dieser Kriege und im Ränkespiel der europäischen Politik selbst erbebte, wenn später in der ungeheuren Prüfung des Siebenjährigen Krieges das Schlachtenglück seine Fahnen zu fliehen schien, dann schöpfte er, wie der Florentiner, die Kraft zu leben aus der souveränen Hoheit seines Willens über die Launen des Schicksals nach Art der Alten.

Der König begehrte Schlesien. Seine Rechtstitel waren zusammengesucht und nicht genügend. Zugrunde lag alter Ärger seines Hauses über vielfache Vernachlässigung von seiten der kaiserlichen Politik, auch bei früheren Einzelansprüchen auf schlesische Fürstentümer; entscheidend war der unwiderstehliche Drang nach der großen Leistung und das waghalsige Zutrauen zur Möglichkeit des Gelingens angesichts der gleichzeitig von Bayern und Sachsen gegen Maria Theresia angemeldeten Erbansprüche. Dahinter stand aus sicherem politischen Instinkt das Gefühl für die

Notwendigkeit einer breiteren Front nach Osten. Über den Kriegen selbst aber enthüllten sich für den König wie für den nacherlebenden Betrachter die deutschen und die europäischen Bedingungen der preußischen Politik.

Daß er Frankreich und Bayern an seiner Seite fand, entsprach alter Tradition. Frankreich kämpfte mit dem Hause Habsburg seit den Tagen Maximilians; es dachte jetzt aufs neue an die österreichischen Niederlande. Bayern hatte Erbtitel und fühlte sich bedrängt durch die umfassende Macht Österreichs; ein Gegenkönigtum des Kurfürsten von Bayern unter Frankreichs Protektorat war der natürliche Ausdruck der politischen Richtung beider Staaten.

Die stolze Habsburgerin nahm den Kampf auf und versagte sich auch später mehr als einmal einem bequemen Frieden. Immerhin, gegen den Überfall auf Schlesien im Winter 1740/41 waren die Österreicher nicht gerüstet; mühelos gewann der König von Preußen das ganze Land. Als es im April bei Mollwitz zum ersten Gefecht kam, zeigte sich wenigstens die österreichische Kavallerie überlegen; man beschwor den König, das Schlachtfeld zu verlassen; wider Erwarten stellte Schwerin die Lage her. Begierig begann alsbald der König die Besserung seiner Reiterei. Die Verbündeten ihrerseits nahmen Prag. Obwohl dann die Ungarn leidenschaftlich für ihren „König“ Maria Theresia eintraten, behielt Friedrich auch im nächsten Jahre die Oberhand und behauptete im Breslauer Sonderfrieden den größten Teil von Schlesien (1742).

Frei gegen Preußen, schlug Österreich leicht seine übrigen Gegner. Es fand England tätiger und für seine „pragmatische Armee“ fast begeistert; es sah Holland und Sardinien an seiner Seite und besonders das durch Preußens raschen Aufstieg erschreckte Sachsen. Der drohenden Umfassung kam der König selbst zuvor. Das Versagen seiner Verbündeten Frankreich und Bayern machte er wett durch den glänzenden Sieg bei Hohenfriedeberg; im übrigen traf er Kursachsen durch den alten Dessauer mit vernichtenden Schlägen und sicherte sich nochmals den Besitz Schlesiens im Frieden von Dresden (25. Dezember 1745).

Dann folgten wirklich Jahre des Friedens. Allein das Spiel war einmal entfesselt, das den König nun für viele Jahre nicht mehr los ließ. Seine neue Macht hat ihn wider seinen Willen zur

Figur auf dem europäischen Schachbrett gemacht; umworben, sieht er sich zugleich gefesselt. Wie er selbst in den Schlesischen Kriegen gleich seinen Gegnern und Verbündeten mit nervöser Empfindlichkeit je nach der Lage seine Anlehnung gesucht und die Partei gewechselt hatte, so behielt er ein unausrottbares Mißtrauen gegen Freund und Feind. Mit angespannter Wachsamkeit verfolgte er die politische Wetterlage; aber er konnte es nicht hindern, daß gerade das sich vorbereitete, was er auf alle Weise zu vermeiden wünschte und in der That vermeiden mußte; er sah sich in Verwicklungen hineingezogen, deren er nicht mächtig war und in Kriege von einer außerhalb seiner Verfügung liegenden Dauer. Dafür besaß er nicht die Mittel; die Magazinverpflegung der Truppen hatte ihre Grenzen, die Disziplin mußte sich lockern, der Nachersatz leiden.

In der allgemeinen europäischen Lage hatten sich zwei tiefwirkende Veränderungen vollzogen; die eine war die Anlehnung des jetzt bourbonischen Spanien an das verwandte Frankreich, statt wie früher an das verwandte Osterreich; die andere war die erneute Richtung der englischen Politik auf Seegeltung und überseeische Besitzungen gegen Spanien und Frankreich. England beehrte das weite französische Hinterland seiner nordamerikanischen Randkolonien, dazu Kanada und Ostindien. Freilich, Friedrich II. war noch groß geworden in der Vorstellung von der Beherrschung wenigstens des europäischen Konzerts durch Frankreich; aber seine eigenen Erfahrungen hatten den Kredit der französischen Waffen nicht gehoben, und als nun Frankreich und England je für sich nach Bundesgenossen ausschauten und es England gelang, Rußland zu gewinnen, bemühte er sich, angesichts des alten Einvernehmens beider Mächte mit Osterreich, um Fühlung in England. Das aber hatte nur zur Folge, daß nun Frankreich endgültig die Partei wechselte und sich dem alten Plan des österreichischen Gesandten Grafen Kauniz zuneigte, Preußen durch ein umfassendes Bündnis von Frankreich, Osterreich und Rußland völlig zu erdrücken. Osterreich war bereit, Frankreich den höchsten Preis, sogar die österreichischen Niederlande zu bewilligen; so stark betrachtete Maria Theresia die preußisch-schlesische Angelegenheit als eine Sache von Tod und Leben. Auch Rußland, das jetzt zuerst in die deutsche Politik eingriff, durch England keineswegs gefesselt, neigte

aus persönlichen und politischen Erwägungen mehr und mehr zu Osterreich; es bedrohte teils in der Vorstellung des Königs, teils ganz real dauernd seine linke Flanke. Kursachsen und Polen blieben unverändert in alter Gegnerschaft; als Kampfpreis für Sachsen wurde einmal Magdeburg, für Polen Preußen, für Rußland Kurland in Aussicht genommen.

Der König sah die drohenden Gefahren vielleicht noch nicht einmal in ihrer wahren Größe; er hoffte, wie früher, durch rasches Handeln abzuschrecken oder zu gewinnen, und griff zum dritten Mal zu den Waffen. Daß er die Lage doch viel schwerer ansah als vor 16 Jahren, zeigen die auf den schlimmsten Fall gefaßten denkwürdigen Verfügungen über seine Person und seinen Staat an den Kabinettsminister Grafen Finkenstein.

Allerdings hatte er den einen ungeheuren Vorteil der Einheit von Wille, Ziel und Mitteln. Er wollte nichts als die Behauptung Schlesiens, natürlich unter möglichster Schwächung seiner verhasstesten Feinde, vor allen Sachsens. Er kämpfte auf engem Kriegsschauplatz, nahe der Heimat; die Verteidigung Ostpreußens gegen Rußland, Pommerns gegen Schweden bleiben nebensächlich. Seine Aufmarschgebiete waren Schlesien oder Sachsen, seine Strategie Verteidigung im Aufmarschgebiet oder Vorstoß nach Böhmen, nach Möglichkeit in überraschenden Operationen. Seine Taktik geht beizeiten auf Überflügelung und Umfassung, ein Verfahren, das die alte Kriegskunst nur der zahlenmäßig überlegenen Partei gestattete; sein technisches Mittel dazu war die schräge Schlachordnung, das heißt die nach rückwärts verbreiterte Staffelung des Umfassungsflügels.

So scharf seine Intelligenz, so glänzend seine sichere Feldherrngabe im Entschluß und Aufmarsch, überragender noch sind sein Wille und sein Mut. Er unterlag der ungeheuren Koalition nicht, weil er nicht unterliegen wollte. Mehrfach ergriff er als Offizier die Fahne; bei Kunersdorf werden zwei Pferde unter ihm erschossen; bei Torgau trifft ihn eine müde Kugel vor die Brust. Die erste große Niederlage bei Kolin gleicht er aus durch die Siege über Soubise bei Rossbach und über Daun und Karl von Lothringen bei Leuthen. Aber als auf das unentschiedene Zorndorf alsbald Hochkirch und im nächsten Jahre (1759) Kunersdorf folgte, dann Maxen und Landeshut, als der König selbst gestehen mußte „alles

verloren“, als die Russen und Oesterreicher 1760 in Berlin einmarschierten, und nach dem Sturze Pitts die englischen Subsidien aufhörten, da bewährte sich erst recht die innere Überlegenheit des genialen Königs. Dieser Zweifler an allem wußte vielleicht, was er an seinen Generalen besaß, den Schwerin und Seidlitz, Winterfeld und Ziethen, vollends an den fürstlichen Heerführern von Anhalt-Dessau und von Braunschweig, mochte er ihnen auch nicht selten, ebenso wie den prinzlichen Brüdern, in ungeduldiger Schärfe begegnen. Sicher hatte er kein inneres Verhältnis zu der protestantischen Grundlage seines Staates; noch weniger ist ihm zum Bewußtsein gekommen, daß sein Staat ein wetterhartes deutsches Volkstum umschloß, das in den gebildeten Schichten bereits seiner Reife entgegen ging. Allein das ist zu allen Zeiten die Art des weltgeschichtlichen Genies, daß es auf unbekanntem Grunde baut, aufblickend nur zu seinen eigenen Sternen.

Noch einmal winkte Hilfe und wieder schwere Gefahr von Rußland durch die Thronbesteigung und den frühen Sturz Peters III. (1762). Dann ging der Krieg Englands und Frankreichs mit dem Siege Englands zu Ende und entzog damit auch dem Krieg in Deutschland eine wesentliche Voraussetzung. Zwischen Preußen und Osterreich kam es im Jagdschloß Hubertusburg 1763 zum Frieden, der dem Könige endgültig ganz Schlesien mit der Grafschaft Glatz bestätigte und seinem Staat die Großmachstellung unter den europäischen Mächten eintrug.

Im fernen Hintergrunde des Krieges hatten sich bereits die feinen Linien der Weltpolitik abgezeichnet, im Westen in den amerikanischen Staaten, die bald um ihre Unabhängigkeit von England kämpften, im Osten in den ersten Formen der orientalischen Frage, die nun immer mehr die Aufmerksamkeit des österreichischen Staates fesseln und ihn von seiner westmächtlichen Stellung abziehen sollte. Vergebens versuchte der König wiederholt den Osterreichern und Russen in den Türken einen Feind im Rücken zu erregen. Als aber die Russen ihrerseits gegen die Türken am Schwarzen Meere vordrangen, die Krim eroberten (1771) und zur lebhaften Besorgnis Osterreichs bereits in den Besitz der Moldau und der Walachei gelangten, da bestimmte Preußen die Russen zum Verzicht auf diese entlegenen Gebiete gegen Entschädigung in Polen.

Osterreich folgte zögernd den Plänen zur Zerstückelung des nicht mehr lebensfähigen aber katholischen Nachbarstaates. Derartige innere Hemmungen bestanden für Preußen nicht; das ungeläufige Verhältnis von Nation und Staat war in die politische Dogmatik noch nicht aufgenommen. Wohl aber lag eine Aufgabe Preußens darin, das greifbar drohende Vordringen Rußlands aufzufangen und die Verbindung mit Ostpreußen durch das Weichsel-land und Danzig für sich zu gewinnen, statt etwa auch hier Rußland sich festsetzen zu lassen. Das weltgeschichtliche Problem freilich, das mit den Teilungen Polens seit 1772 gewaltsam und vorläufig gelöst wurde, sollte für Preußen wie für Osterreich eine dauernde Sorge bleiben. Zunächst hat Preußen die Tat der Macht durch wahre Fürsorge für Westpreußen zum Werke des Segens gemacht, aber die wechselnde Politik Rußlands in dem größeren Teile Polens, und die halb romantische, halb bewußt politische Pflege der Polen durch die Westmächte, die Verquickung des Konfessionellen mit dem Nationalen enthielt für Preußen ebenso viele Möglichkeiten und Gefahren der inneren wie der äußeren Politik. Seit Frankreich als östlichen Partner Schweden verloren hatte, bediente es sich schon im 18. Jahrhundert der Ausichten, die in Polen lagen, bis auch dieses Mittel durch das Gewicht der russischen Macht überboten wurde. Inzwischen freilich waren bereits Stimmungen und Hoffnungen erregt, die nicht mehr sterben konnten.

Gerade deshalb empfahl sich von vornherein das dauernde Zusammengehen von Preußen und Osterreich. In dem neuen Kaiser Josef II. fand Friedrich der Große einen aufrichtigen Bewunderer, der im übrigen seiner philanthropischen Natur nach mehr zu den Werken des Friedens als zu den Taten des Krieges neigte und sich gleich dem Großen König mit besonderem Nachdruck der inneren Staatsverwaltung zuwandte. Beide Fürsten vollendeten in ihren Ländern auf ihre Art den Staat des aufgeklärten Absolutismus.

Friedrich II. hatte als junger König mit französischer Bildung und im Geiste der Renaissance, aber gestützt auf die deutschen Kräfte seines Staates, preußische Politik gemacht. Mit zunehmendem Alter näherte er sich auch persönlich mehr der Art und den Idealen

seines Vaters, dessen herrischer Eigensinn bei ihm ebenso wiederkehrte wie die aller Eitelkeit abholde Sachlichkeit und Pflichttreue. Der prahlerische Überschwang seiner Jugend war vergangen; nicht minder das Bedürfnis nach leichtem Genuß. Gleich dem Vater wurde ihm die arbeitsreiche Leitung und Fortbildung der inneren Staatsverwaltung zur letzten und höchsten Aufgabe.

Die allgemeinen Grundzüge der wohlgeordneten Staatsverwaltung seines Vaters übernahm der König, um auf ihnen weiterzubauen. Die starre Art des Polizeistaates mit allen Schranken der Stände, die Rücksichtslosigkeit in der Verfolgung der Staatsinteressen, der Absolutismus auch in der Form der persönlichen Willensäußerungen des Fürsten wurden nur wenig gemildert. Aber das Ganze wurde erweitert und verfeinert; die neuen Gebiete von Ostfriesland (1744) und Schlesien wurden hineingearbeitet; das Gefüge der Staatsmaschine wurde mit Geist gehandhabt. Daß der König den alten Drill des Exerzierplatzes durch Feldübungen und Herbstmanöver ergänzt, bleibt bezeichnend für seine ganze Richtung. Die Rechtspflege wird nicht nur beschleunigt, in einem festen Instanzenzug gesichert, sondern im Landrecht selbst und in der Vorbildung eines staatlichen Juristenstandes an der Wurzel selbst gebessert. Wie im Heerwesen, wird auch hier mit dem System der privatrechtlich angenommenen Kräfte gebrochen und der Richterstand gleich dem Offizierstand dem königlichen Dienst lebendig eingefügt.

Im Wirtschaftsleben wurde gewiß viel experimentiert und durch die in die Hände von Franzosen gelegte „Regie“ staatlicher Finanzwirtschaft viel böses Blut erregt, allein das Wunderbare und Moderne ist, daß der König mit der Methode des Gelehrten auf Grund statistischer Übersichten Einblicke in die Bewegungen des Handels und des Geldes zu gewinnen trachtet und das Ganze seiner Staatswirtschaft nach der Erfahrung zu lenken strebt. Bei aller Fürsorge für den Grundbesitz der Familien, aus denen seine Offiziere hervorgingen, und der Bauern, die ihm seine Soldaten stellten, bei allem Interesse für die innere Kolonisation, die auf neue Hunderte von Dörfern geschaffen hat, fördert er noch bestimmter als sein Vater die „Manufakturen“ und bereitet den Übergang zum Industriestaat vor. Leitender Grundsatz bleibt der alte Merkantilismus mit Zollabschluß und wirtschaftlicher Selbst-

ständigkeit des Staatsgebietes, mit Ausgleich und Geldgewinn durch Magazine und Monopole.

Es ist müßig, zu erwägen, ob und wie auf andere Weise der deutsche Großstaat aufgebaut werden konnte. Alle früheren Versuche, ihn zu begründen auf der Kirche oder auf der Ritterschaft, auf dem Bürgertum oder auf den verbündeten Reichsständen, waren gescheitert. Jetzt baute der fürstliche Absolutismus dem deutschen Volke im größten eigentlich deutschen Staat eine feste Burg, die nach außen Schutz und im Innern einen Begriff von Staat und Staatsbürgern, sowie Möglichkeiten der Erziehung zum Staat bot, wie sie die deutsche Geschichte bis dahin nicht erlebt hatte. Die innere Erstarkung und die unvergleichliche äußere Bewährung aber gaben diesem brandenburgisch-preußischen Staat einen Glanz, einen Kredit, eine Zukunftshoffnung, an der sich die ganze zerrissene und durch die französische Politik des letzten Jahrhunderts so oft gedemütigte deutsche Nation aufzurichten vermochte.

Noch mehr. Gerade der absolute Staat barg in sich auch die Möglichkeiten, sich selbst zu überwinden. Die nachdrücklichste Fürsorge für die materielle und geistige Kultur gewöhnte doch in dem festen Rahmen dieses absoluten Staates an die Fürsorge überhaupt, und der Satz des klugen Königs, daß „in den Gerichtshöfen die Gesetze reden und der Souverän schweigen solle“, war bereits ein Bekenntnis zum Rechtsstaat. Es bedurfte nur eines neuen Verhältnisses der Staatsbürger zum Staatszweck und zur Staatsverwaltung, um aus dem absoluten Staat den Nationalstaat zu formen.

In dem zusammengesetzten Staatswesen Josefs II. war diese Entwicklung weniger sicher zu erwarten. Die vom edelsten Streben eingegebenen Reformen des Kaisers waren zu wenig der inneren Entwicklung des Staates und dem tieferen Empfinden weiter Kreise angepaßt, als daß sie hätten Dauer gewinnen können. Sein Versuch, unter Aufnahme von Ungarn und Böhmen in die eine unteilbare Erbmonarchie den Einheitsstaat zu begründen, widersprach zu sehr allen geschichtlichen und tatsächlichen nationalen Bedingungen, als daß er mit einem Federstrich durchführbar gewesen wäre. Gut gemeinte Einrichtungen verletzten kirchliche oder aristokratische Kreise, ohne daß sie bei anderen Teilen des Volkes entsprechend verständnisvolle Stützen gefunden hätten. Gewiß er-

sichten der aufgeklärte „Josefinismus“ das Ideal des gebildeten Bürgertums, allein dieses hatte noch eine viel zu schmale Stelle im Staat, als daß die Monarchie sich darauf hätte aufbauen lassen. Die meisten Verordnungen mußten noch durch den Kaiser selbst wieder rückgängig gemacht werden.

Die äußere Politik Josefs hatte ebensowenig bleibenden Erfolg. Der fast phantastische Plan, von dem neuen pfälzisch-büßeldorfschen Kurfürsten von Bayern das wittelsbachische Stammland gegen die österreichischen Niederlande einzutauschen, stellte zwar dem Wittelsbacher ein großes altfränkisches Reich vom Mittelrhein bis zum Kanal in Aussicht und den Habsburgern eine Herstellung ihrer längst verlorenen oberdeutschen Machtstellung, bedrohte aber eben dadurch so zahlreiche andere Lebensinteressen, daß es der preußischen Politik ein Leichtes war, gegen diese Projekte den geschlossenen Widerstand der mächtigsten Reichsstände im sogenannten Fürstenbund zu sammeln. Die Gedanken verweilen flüchtig bei dieser letzten „Reichsreform“ der alten Zeit, einer Vormachtbildung von der Art, wie sie die Wittelsbacher einst in Schwaben und Franken, die Luxemburger in Nordostdeutschland, die Habsburger am erfolgreichsten mit ihrem alten schwäbischen Bund im Rahmen des Reiches versucht hatten. Der König von Preußen nahm die Angelegenheit durchaus ernst; als aber der nächste Zweck erreicht war, gab auch er diesem Bund keine weiteren Folgen. Zu Beginn der Regierung hatte Friedrich der Große einmal an eine andere reichsrechtliche Stellung gedacht; er hegte den Gedanken einer Reichsfeldherrnschaft, wodurch seiner Armee nicht bloß die kleineren Kontingente angeschlossen worden wären. Allein, in dem einen wie in dem anderen Fall handelte es sich entweder um papierene Bildungen oder um wahre Macht; eine solche aber war nur in neuen Waffengängen zu gewinnen.

Das aufgeklärte 18. Jahrhundert schloß ab mit dem uralten Gedanken des ewigen Friedens, und kein Geringerer als Immanuel Kant, der große Königsberger Philosoph, trat als sein Anwalt vor die Welt. In denselben Jahren aber erhoben sich in ganz Europa abermals Kriegsgeräusch und Unfrieden, unter denen ein ganzes Menschenalter sein Dasein hinbringen sollte.